



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser  
gesamtes Programm finden Sie unter [www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

*Ulrich Alexander  
Boschwitz*

*Menschen neben  
dem Leben*

.....

*Roman*

*Herausgegeben und mit  
einem Nachwort versehen  
von Peter Graf*

Klett-Cotta

Der Herausgeber:

PETER GRAF, geboren 1967, leitet den Verlag Das Kulturelle Gedächtnis und ist Inhaber der Walde+Graf Verlagsagentur. Ein Schwerpunkt seiner publizistischen Arbeit ist die Wiederentdeckung vergessener Texte, so etwa des 2013 wieder erschienenen internationalen Bestsellers »Blutsbrüder« von Ernst Haffner.

Klett-Cotta

[www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

© 2019 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: ANZINGER UND RASP Kommunikation GmbH, München  
unter Verwendung eines Fotos von © ullstein bild –

Süddeutsche Zeitung Photo/Scherl

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-96409-7

## *1. Kapitel*

Walter Schreiber war ein gutmütiger Mensch. Sein ganzes Wesen strömte Jovialität und Verständnis aus. Er lebte, und er nahm dieses Recht nicht nur für sich alleine in Anspruch. Er gönnte auch anderen ihre Existenz, soweit sie nicht mit Gemüse handelten.

Sein Geschäft ging gut. Dabei lag Schreibers Gemüse-  
keller in einer ausgesprochenen Armeleutegegend. Die  
Mietskasernen der Umgebung waren vollgestopft mit  
Menschen, die sehr wenig verdienten, denn die Zeiten  
waren schlecht. Viele waren auf staatliche Unterstützung  
angewiesen und stempelten, wieder andere bekamen we-  
der Unterstützung noch fanden sie Arbeit. Aber trotz-  
dem brachten sie es fertig, genügend Geld aufzutreiben,  
um bei Walter Schreiber Kartoffeln und billiges Gemüse  
kaufen zu können. Auch in den schlechtesten Zeiten hat  
man sich noch nicht abgewöhnen können zu essen.

Walter Schreiber zerbrach sich nicht den Kopf dar-  
über, wie sie es machten. Er stand, freundlich über sein  
breites, wohlwollendes Gesicht lächelnd, unten in sei-  
nem Keller und verkaufte. Seine Preise waren nicht hö-  
her als bei anderen, und Kredite gewährte er, das gebot  
ihm sein Sinn für Gerechtigkeit, grundsätzlich nicht.

»Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig«,  
pfliegte er zu sagen. »Da es unmöglich ist, zweihundert  
Menschen zu pumpen, pumpe ich gar keinem. Denn was  
der eine bekommt, kann ich dem anderen nicht abschla-  
gen, und schlecht geht es allen, auch mir.«

Aber manchmal verschenkte er Dinge. Vor allem dann, wenn sie nicht mehr zu verkaufen waren. Bis in sein Quartier war bereits der Grundsatz der Qualität gedrungen, und obwohl die Menschen nicht allzu wählerisch waren, lehnten sie es doch ab, noch im Herbst die reichlich angekeimten Kartoffeln des Vorjahres zu kaufen. Wenn selbst der niedrigste Preis niemanden mehr zum Kauf verlockte, vermochte er sich auch so von der Ware zu trennen und verschenkte sie.

Schreibers Gemüsekel­ler, zu dem von der Straße eine Treppe herunterführte, war sehr geräumig und für seine Zwecke beinahe zu groß. Den Hauptraum hatte er, so weit es ihm möglich gewesen war, geschäftsmäßig ausgestattet. Er war gut beleuchtet, und die nackten Mauerwände hatte er mit Tapetenpapier beklebt. Gemüse, Obst und Kartoffelkiepen waren auf das Beste geordnet.

Vor ihm hatte ein Kohlenhändler beide Räume genutzt, doch der kleine Nebenkeller, der durch eine Tür und einige Treppenstufen mit dem Hauptraum verbunden war, stand bei Schreiber leer, auch weil er noch einen Meter tiefer lag und so feucht war, dass er für das Gemüsegeschäft absolut ungeeignet war. Er bewahrte hier nur alte Gemüsekörbe und Backobstkisten auf.

Jedes Mal, wenn er ihn betreten musste, empfand er ihn als regelrechtes Ärgernis. Nur ein kleiner Fensterschacht führte hinauf zur Straße und ließ durch das trübe gesprungene Glas ein hässliches Licht ein. Die Luft war so muffig und ungesund, dass er immer husten musste, wenn er, um einen Gegenstand zu holen, hineinging. Am liebsten hätte er den Raum, den ihm der Hauswirt quasi umsonst dazugegeben hatte, mit einer dicken Mauer von seinem Geschäft getrennt. Denn jeden Mor-

gen dauerte es eine gewisse Zeit, bis die stickige Luft, die von dort über Nacht in den Hauptkeller eingedrungen war, auslüftete.

Schreiber stand vor seinem kleinen Pult, auf das er sehr stolz war, da es dem ganzen Geschäft eine ernste, kaufmännische Note gab, und rechnete zusammen. Es war zwei Uhr. Für eine kurze Zeitspanne war nichts zu tun, das Geschäft ruhte. Da hörte er jemanden die Treppe heruntersteigen. Er verließ das Pult und ging, sich geschäftig die Hände reibend, auf den mutmaßlichen Kunden zu.

Ein alter Mann betrat den Keller, und Schreiber betrachtete ihn erstaunt. Er war bei seinen Kunden keine große Eleganz gewohnt, aber dieser Mann war nicht bekleidet, sondern behangen. Um seine Schultern schlotterte ein viel zu weites Jackett. Die ehemals wohl amerikanisch geschnittene Sporthose, jetzt eine farblose Menge Stoff, war viel zu breit und verhüllte sackartig seine Beine. Der ehemalige Besitzer musste ein gut beleibter, großer Mann gewesen sein. Denn anders ließ sich die Differenz zwischen Träger und Getragenen nicht erklären. Dieser hier war klein, und wenn er ging, so hatte es den Anschein, als würde er einen Rock statt Hosen tragen. Der Schritt reichte ihm bis zu den Knien und die offensichtlich zu langen Hosenbeine waren so abgeschnitten worden, dass sich zahllose Fransen gebildet hatten. Dazu trug er einen Hut, der ihm recht gut passte und das Lächerliche und Vogelscheuchenartige seiner übrigen Erscheinung nur noch mehr hervorhob. Sein Gesicht war gelb und knochig. Mit matten Augen sah er sich in dem Raum um.

Schreiber war gespannt, wonach der Mann verlangen

würde. Das Höchste der Gefühle sind ein paar Pfund Kartoffeln oder Mohrrüben, dachte er.

Der Alte ging auf ihn zu. »Guten Tag«, grüßte er. Seine Stimme klang undeutlich und außerordentlich gleichgültig. »Ich habe gehört, Sie haben hier einen Kellerraum frei. Ich möchte ihn vielleicht nehmen.«

Schreiber antwortete zunächst nicht. Er sah den Mann noch einmal eingehend an. Ein eigenartiger Kerl war das. Noch dazu fremd in der Gegend. Schreiber kannte die Leute aus der Nachbarschaft. Diesen Menschen hatte er nie zuvor gesehen.

»Von wem haben Sie das denn?«, fragte er wissbegierig.

»Weiß nicht mehr. Irgendeiner sagte es im Asyl, glaube ich. – Stimmt es denn nicht?« Erwartungsvoll sah ihn der Mann an.

Schreiber nickte bestätigend. »Doch, doch. Stimmt schon. Aber in den Raum werden Sie nicht einziehen können. Es ist ein schöner Geschäftskeller, aber wohnen kann man wohl nicht darin.«

»So, so«, der Mann trat noch einen Schritt näher. Schreiber bemerkte einen starken Fuselgeruch. »Na, ich will ihn mir mal ansehen. Wohnen will ich dort gar nicht. Nur schlafen. Er muss aber ganz billig sein.«

Schreiber dachte nach. Gott, wenn man noch ein paar Pfennige herauschlagen konnte. Warum nicht? Hoffentlich war der Mann ehrlich und brach nicht in seine Vorräte ein. Aber das würde sich schon verhindern lassen.

Zu seinem letzten Gedanken nickte er energisch mit dem Kopf. Dann sagte er: »Kommen Sie. Ich zeig ihn Ihnen.« Er ging auf den Nebenkeller zu, und der Alte – Schreiber schätzte ihn auf fünfundsechzig bis siebzig – trottete hinter ihm her.

Schreiber machte vor der schmutzigen, großen und mit Bandeisen zusammengehaltenen Türe halt, suchte in seinen Taschen nach dem Schlüssel und sagte, während er ihn zweimal im Schloss drehte, vorbereitend: »Es ist ein bisschen schlechte Luft drinnen.«

Der Alte reagierte nicht darauf. Jetzt, um die Mittagszeit, war der Keller von einem fahlen Licht erhellt. Beide stiegen die Stufen herunter, und ihnen schlug die modrig feuchte Luft entgegen. In einer Ecke lagen, zu einem Haufen zusammengeschichtet, Kiepen und Körbe.

Der Mann ging prüfend durch den Keller. Er schritt die Wände entlang, tastete sie ab, zwängte sich an den Körben vorbei und besichtigte alles mit großer Gründlichkeit. Schreiber wurde ungeduldig. Er stieg die Treppe halb wieder herauf, um in sein Geschäft zu spähen, aber es waren keine Kunden zu sehen.

»Na, wie gefällt er Ihnen?«, fragte er.

Der Mann hielt ihm statt einer Antwort die vom Berühren der Wände feucht gewordenen Hände hin.

»Ja, ja«, gab Schreiber bedauernd zu. »Ein wenig klamm ist er schon.«

»Was soll er denn kosten?«

Schreiber runzelte grüblerisch die Stirn. Endlich sagte er großzügig lächelnd und mit herablassendem Ton: »Ich will Ihnen den Keller für eine Mark fünfzig pro Woche lassen, das ist geschenkt billig.«

Der Alte erklärte sich einverstanden. Er kramte aus seiner Hose eine Handvoll kleiner und kleinster Geldmünzen und zählte sie auf.

Während Schreiber gewissenhaft nachrechnete, fragte er den Alten: »Wann kommen Sie?« Dieser nahm sei-



nen Hut ab, senkte, wie zum Gruß, seinen glattpolierten Schädel und antwortete: »Ich heiße Fundholz. Emil Fundholz. Ich werde heute Abend kommen, zusammen mit Tönnchen und vielleicht auch Grissmann.«

Als er hörte, dass den Mann noch zwei andere begleiten sollten, machte Schreiber ein erstauntes Gesicht.

»Wenn Sie hier zu drei Personen wohnen wollen, ist es aber teurer als eine Mark und fünfzig.«

Er hatte noch nie irgendwelche Wohngelegenheiten vermietet. Aber wie somnambul ahnte er, was Vermieter in solchen Fällen zu sagen pflegten.

Der Alte schüttelte energisch den Kopf. »Nur ich und Tönnchen werden hier wohnen. Der Grissmann ist nur Besuch«, erklärte er.

Schreiber nahm das zur Kenntnis und notierte die Namen. »Aha, Grissmann ist nur Besuch. Aber für Tönnchen, oder wie der Mann heißt, muss eine Mark extra bezahlt werden.«

Der Alte hielt ihm seine geöffnete Hand hin. »Na dann geben Sie mir mein Geld wieder«, sagte er gleichmütig.

Schreiber hörte, wie ein Kunde sein Geschäft betrat. »Ich habe keine Zeit mehr«, sagte er vielbeschäftigt. »Aber ich will mal nicht so sein. Lassen wir es also dabei. Aber mehr als zwei dürfen hier nicht schlafen, sonst kostet es auf jeden Fall mehr. Wir wollen es so machen: Sie kommen abends immer um sieben Uhr, und dann schließe ich Sie in den Keller ein. Morgens komme ich um halb sechs aus der Markthalle und lasse Sie wieder raus.«

Diese Lösung war ihm soeben eingefallen, und er fand sie ausgezeichnet. So konnte er vermieten, ohne Angst

haben zu müssen, dass man ihm abends den Keller leer stahl.

Fundholz folgte ihm undeutlich protestierend, aber Walter Schreiber bediente bereits überaus heiter eine Arbeiterfrau, die nach Kartoffeln, Mohrrüben und Suppenwürfeln verlangte. Fundholz stand abwartend dabei.

Die Frau musterte ihn erstaunt. »Schönes Wetter heute«, sagte sie.

Fundholz antwortete nicht und sah abwesend an ihr vorbei.

Walter Schreiber sprang ein und bestätigte. »Sehr schön sogar!« Er lachte der Frau zu und zwinkerte listig.

Fundholz schien das nicht zu bemerken und zog ein riesiges blau und grün gestreiftes Baumwolltuch aus seiner Hosentasche und schnaubte kräftig hinein. Die Frau bezahlte lachend und ging, während Walter Schreiber mit ärgerlich gerunzelter Stirn zu Fundholz sah. Was wollte der Mann noch? Dieser wandelnde Lumpensack vergrämte ihm am Ende noch die Kundschaft.

»Ja, das mit dem Einschließen um sieben Uhr, das geht nicht!« Fundholz sprach fester und entschlossener als vorhin. »Um elf Uhr können Sie uns einschließen, aber nicht um sieben!«

Schreiber sah ein, dass man erwachsene Männer nicht um sieben Uhr schlafen legen konnte und willigte ein: »Schön. Ich werde jeden Abend um zehn Uhr hier sein und euch reinlassen. Aber wenn ihr nicht pünktlich seid, könnt ihr im Tiergarten schlafen. Ich muss morgens früh raus und kann nicht noch den Portier für Nachtschwärmer spielen.«

Der Alte lachte meckernd. »Nachtschwärmer ist gut. Nachtschwärmer ist sehr gut.« Immer noch lachend,

stieg er die Treppe des Kellers hinauf. Oben angekommen drehte er sich noch einmal um. »Also denn, um zehn Uhr heute Abend.«

Dann setzte er seinen Hut wieder auf und verschwand aus Schreibers Blickfeld.

## 2. Kapitel

Walter Schreiber wohnte nur wenige Häuser von seinem Gemüsekeller entfernt in einer Zweizimmerwohnung. Wenn es nicht gerade sehr kalt war oder regnete, stand er unten vor der Tür auf der Straße und rauchte. Er bekam leicht das Gefühl der Enge. Er hatte drei Kinder, das älteste war sieben Jahre alt, und sie lärmten furchtbar in der kleinen Wohnung.

Aber da er ein gutmütiger Mensch und zudem stolz darauf war, so lebendige Kinder zu haben, dachte er gar nicht daran, sie ernstlich daran zu hindern, sich auszutoben. Nur wenn er schlafen wollte, musste absolute Ruhe herrschen.

Seine Frau war schon seit längerer Zeit krank. Die Ärzte meinten Tuberkeln. Walter Schreiber gab nichts auf Ärzte und nichts auf Homöopathen. Er vertraute vielmehr seinem eigenen gesunden Menschenverstand und der von ihm ersonnenen Heilkunst. Und die besagte, dass seine Frau immer schwächer geworden war und sogar Blut zu husten begonnen hatte, weil sie nicht genug aß. Deshalb zwang er sie täglich, eine große Portion Fleisch zu vertilgen, denn Fleisch gab Kraft!

Einen Luxus, den er sich selbst nur selten leistete. Aber es war eigenartig. Sie wurde immer schwächer, fieberte stets, sobald sie gegessen hatte, und entwickelte eine wahre Abscheu vor Fleisch und Fett. Doch Walter Schreiber setzte immer wieder durch, dass sie das, was er für das beste Heilmittel hielt, auch tatsächlich zu sich

nahm. Obwohl seine Frau wegen jedem Beefsteak einen Krach machte, als wollte er sie umbringen. Wo Fleisch doch so teuer war und er immer nur das Beste für sie besorgte.

Er verstand einfach nicht, wie seine Frau so töricht sein konnte und kein Fleisch essen mochte, während er selbst vorwiegend Gemüse, das er zum Einkaufspreis, also sehr billig, für seinen Privatbedarf rechnen konnte, verzehrte. Seine Frau wusste nicht, was für sie gut war. Ständig verlangte sie einen Arzt. Dabei bekam man für das, was ein Arzt kostete, zehn Beefsteaks, errechnete Schreiber nachdenklich, während er vor der Tür stand. Die Pfeife wollte heute nicht so recht schmecken. Aber das kam sicher auch daher, dass man sich ständig ärgern musste und zu unregelmäßig zog. – Die Menschen wissen alle gar nicht, was für sie gut ist, dachte er ungehalten.

Im Korridor stand, eng aneinandergedrückt, ein Liebespaar. Schreiber missbilligte das. In seiner Jugend war man besser erzogen gewesen. Außerdem kannte er das Mädchen. Es war Hilde Schultze aus dem vierten Stock. Früher hatte er das Mädchen ganz gut leiden mögen, doch sie war ihm gegenüber frech geworden, als er sie einmal aufmunternd in die Backen hatte kneifen wollen. Jetzt stand sie da mit einem Kerl. Da sah man, wohin das führte. Seine wohlwollende Zuneigung war abgewiesen worden, aber irgend so ein Lausejunge, der ...

Aber es war ja schon zehn. Er musste den Strolchen aufschließen. Überhaupt. Was waren das für Kerle? Das musste man unbedingt feststellen. Eine Mark fünfzig war halb geschenkt. Wenn da tatsächlich jemand schlafen konnte, dann musste der Keller mehr wert sein als eine Mark fünfzig.

Er schlenderte zu seinem Geschäft. Schon von Weitem sah er drei Leute davor stehen. Einer war außerordentlich dick. Ein richtiges Bierfass von einem Mann. Das war wohl der Kerl, den der Alte vorhin Tönnchen genannt hatte. Schreiber trat an die Gruppe heran, und der Dicke lachte ihm entgegen. Er war nicht dick im eigentlichen Sinne, nicht einfach nur wohlbeleibt. Er war aufgetrieben, regelrecht aufgeschwemmt. Der Stoff der Jacke spannte sich über seinen fetten Armen, als seien es zwei Würste. Die Hände waren klein und schwabbelig.

Im Lichte der Straßenlaterne kam Schreiber das Lachen des Mannes direkt unheimlich vor. Er war ein nüchterner Mensch und glaubte weder an Gespenster noch an Erscheinungen, aber jetzt lief ihm ein kalter Schauer den Rücken herunter. Das bewegungslose Lachen schien sich in das Gesicht des Dicken eingeschnitten zu haben, die glanzlosen Augen versanken hinter Fettpolstern, und der ganze Kopf des Mannes glänzte speckig, was seinen Zügen zusätzlich etwas Ungeföhres und Schwammiges verlieh.

Tönnchen hielt ihm die Hand entgegen. Walter Schreiber drückte sie, aber die feuchte, massige Hand glitt wie von selbst aus seinem Griff. Schreiber wischte sich die seinige an der Hose ab, während Tönnchen unaufhörlich weiterlächelte. Endlich kam Schreiber die Erleuchtung. Idiotisch war der Kerl. Nachdem er für das vorher nicht Fassbare eine Erklärung gefunden hatte, war er besserer Stimmung.

Der alte Fundholz lehnte an der Mauer und verfolgte uninteressiert das Geschehen. Weder hatte er Tönnchen vorgestellt, noch sonst irgendein Lebenszeichen von sich gegeben, doch Schreiber war beruhigt. Ein Idiot

und noch dazu ein ungefährlicher, dann war ja alles in Ordnung. Jetzt wollte er sich den Grissmann mal näher ansehen. Der stand einige Meter von ihm entfernt und machte keinerlei Anstalten näher zu kommen.

Walter Schreiber öffnete den Keller. Bin doch gespannt, dachte er, ob der Kerl hier auch wohnen will. Er machte Licht. »Bitte«, forderte er die Männer auf, und Tönnchen ging grinsend voraus, während sich Fundholz an Grissman wandte: »Kommste mit?«

»Ich mag nicht«, antwortete Grissmann, und ohne sonst noch etwas zu sagen, ging er davon.

Komische Käuze, wunderte sich Walter Schreiber. Anscheinend alle drei übergeschnappt. Dieses *Ich mag nicht* hatte beinahe weinerlich geklungen, so als ob ein Kind nicht essen wollte oder sonstwie bockig war, dabei war der Grissmann doch ein ausgewachsener und stattlicher Bursche.

Fundholz folgte dem Dicken, und kurz darauf hörte Schreiber aus dem Keller zunächst ein Kichern, gefolgt von einem klatschenden Geräusch. Eilig stieg er den anderen nach. Tönnchen hatte aus einer Kiepe einen Apfel genommen und angebissen. Den hielt Fundholz nun Schreiber entgegen. »Er ist verrückt, aber harmlos verrückt«, sagte er ernst.

Schreiber sah den Apfel an. »Das ist ein Gravensteiner, das Pfund zu fünfundvierzig Pfennig. Fünfzehn Pfennig kostet der Apfel!«

Fundholz wühlte in seiner Tasche. »Hier«, er überreichte Schreiber das Geld und hielt mit der anderen Hand Tönnchens Arm zurück.

Schreiber dankte. Er war gewohnt, auch mit kleinen Beträgen zu rechnen. Und er wollte sich das Geschehene

für die Zukunft merken und seine Lehre daraus ziehen. Von nun an würde er stets vor den Strolchen, wie er die beiden bei sich nur noch nannte, in den Keller gehen. Misstrauisch taxierte er sie. Aber sie schienen nichts eingesteckt zu haben. Jedenfalls hatte Schreiber den Eindruck, dass ihre Taschen nicht voller aussahen als zuvor. Er griff großmütig in die Backobstkiste und gab dem Dicken eine Handvoll Backpflaumen. Dann schloss er die Tür auf. »Vorsicht«, warnte er.

Fundholz stieg zuerst herunter. Tönnchen trottete, trotz der Ohrfeigen, die er wohl vorhin bekommen hatte, grinsend hinterher.

»Gib mir den Apfel wieder«, bat er mit heller Stimme, die gut zu seiner Gesamterscheinung passte, bevor er sich die Backpflaumen in den Mund schob.

Der Alte hielt ihm wortlos den Gravensteiner hin.

»Gute Nacht«, verabschiedete sich Schreiber höflich. Dann schloss er umständlich und vorsichtig den Nebenkeller ab. Die beiden hörten ihn noch im Gemüsekeller hin- und hergehen, an Körben rücken und endlich die obere Tür zuschlagen.

Fundholz steckte ein Streichholz an und sah sich um. Ein Lichtschimmer fiel auf Tönnchens grinsendes Gesicht, aber Fundholz ärgerte sich nicht über Tönnchens Dauergrinsen. Er war überhaupt längst über eine Regung wie Ärger hinaus, und auf dem besten Wege, vollkommen abgestumpft zu werden. Die Vergangenheit lag wie ein Traum hinter ihm, und die Zukunft war nebelhaft, ungewiss und ziemlich uninteressant.

Es hatte mal eine Zeit gegeben – sie lag so fern, dass er manchmal glaubte, sie sich einzubilden –, in welcher er Bettlern gegeben hatte. Einst hatte er Geld verdient, ein



Heim und eine Frau gehabt. Seitdem waren Tausende von Tagen vergangen, an denen er gebettelt hatte, und Tausende von Nächten, in denen er in Asylen, auf Bänken oder in Kellern hatte schlafen müssen. Das Leben, das wirkliche, zivilisierte, menschliche Leben, lag seit mehr als zehn Jahren hinter ihm und so lange er leben würde, würde er weiter betteln müssen.

Tönnchen zog einige Kiepen aus dem Stapel und probierte, wie es sich darauf sitzen ließ. Sie knackten und gaben unter seinem Gewicht nach. Erschrocken sprang er auf.

Fundholz kümmerte sich nicht um ihn. Er zog seine Jacke aus und breitete das mitgebrachte Zeitungspapier, vorsichtig die Blätter neben- und übereinanderlegend, an einer der trockensten Stellen des Kellers aus, um sich ein Lager einzurichten, aber die Feuchtigkeit schlug sofort durch und das Papier wurde nass. Er ließ es liegen und nahm nun seinerseits Körbe und Kiepen herunter und schichtete sie mit dem Boden nach oben auf.

Drei oder vier ineinandergestülpte Körbe waren schon ganz haltbar, stellte er fest. Also drapierte er auf diese Weise ein Dutzend Kiepen, die auf der einen Seite von der Kellerwand und auf der anderen von Kisten gesichert wurden. Dann legte er sich hin und balancierte vorsichtig das Gewicht aus. Da er einen leisen Schlaf hatte, brauchte er nicht zu befürchten, dass die Pyramide unter ihm zusammenkrachte.

Tönnchen sah ihm verständnislos zu, und als Fundholz das letzte Streichholz ausgeblasen hatte, meldete er sich.

»Tönnchen will auch schlafen«, erklärte er.

Schimpfend machte Fundholz ein neues Streichholz

an. »Morgen werde ich Decken besorgen«, sagte er, »leg dich jetzt irgendwie hin. Ich will meine Ruhe haben.«

Tönnchen gehorchte. Er legte sich auf den Boden, sprang aber gleich wieder auf. »Kalt und nass!«, verkündete er.

Fundholz stieg von seinen Körben herunter. »Mach nicht so viel Krach!« Wieder steckte er ein Zündholz an und baute dem Dicken murrend ein ähnliches, nur stabileres Lager.

Ohne zu danken, legte sich Tönnchen hin, und bald darauf schliefen beide ein.

Fundholz wachte auf, als Tönnchen röchelnd schnarchte, und, wohl von einer Angstvorstellung gequält, im Schlaf wimmerte.

Eines Tages hatte er Tönnchen in einem Hof angetroffen und sich seiner angenommen. Schmutzig, stinkend und in Kleiderfetzen gehüllt, gegen die Fundholz' eigene Lumpen geradezu prächtig aussahen, hatte der Fettkolloss vor ihm gestanden und lächelnd in einem Müllkasten herumgestochert. So etwas Verkommenes wie Tönnchen hatte er nie zuvor gesehen. Und nachdem dieser ihn angesprochen hatte: »Ich bin Tönnchen! Hast du was zu essen?«, und ihn aus unbekannter Ursache stark anzuheimeln schien, hatte er ihm ein paar Brote geschenkt, die er gerade irgendwo erhalten hatte.

Der Dicke war auf ihn zugestürzt und hatte sie gierig heruntergeschlungen. Seitdem lief er hinter Fundholz her wie ein Hund hinter seinem Herrn und war für nichts zu gebrauchen. Tönnchen konnte nicht einmal Betteln. Wenn die Leute die Tür aufmachten und ihn idiotisch lächelnd dastehen sahen, knallten sie sie entsetzt wieder zu. Nur durch einige Faustschläge hatte der

Alte ihn dazu bringen können, an einem anderen Ort auf ihn zu warten. Und weil Fundholz den Dicken nicht mehr loswurde – ernstlich hatte er es allerdings auch nie versucht –, ernährte Fundholz Tönnchen seither mit und erbettelte ihm ein paar Kleidungsstücke.

Fundholz war beim Betteln oder Fechten, wie man das Betteln in Fachkreisen nannte, weit erfolgreicher. Sein Anblick war zwar auch nicht gerade erfreulich, wurde aber durch die Armesündermiene, mit der er um eine kleine Gabe bat, und sein Alter wettgemacht. Fundholz war sich darüber im Klaren, dass Tönnchen an sich in ein Irrenhaus gehörte, und aus dessen verworrenen Reden hatte er auch entnehmen können, dass er früher in Herzberge, der größten Berliner Irrenanstalt, gewesen war. Aber er brachte es nicht fertig, den Dicken irgendwo stehen zu lassen oder gar der Polizei zu übergeben.

Fundholz selbst lebte in einem ständigen Kleinkrieg mit dieser Behörde. Man wollte ihn, so vermutete er nicht zu Unrecht, ins Arbeitshaus sperren oder sonstwie festhalten. Mehrere Male hatte man ihn bereits wegen Landstreicherei und anderen Gesetzesübertretungen ins Gefängnis gesperrt. Aber Fundholz war ein Mensch, der trotz allem die Freiheit der Gefängnishaft vorzog. Manchmal aß er zwar tagelang nichts außer trockenem Brot, doch zog er diese schmale Kost immer noch dem Gefängnisessen vor, auch wenn ihm jenes vorzüglich geschmeckt hatte. Im Gefängnis bekam er immer das Gefühl, schwermütig werden zu müssen. Ihm fehlte die Bewegungsfreiheit, denn in den zurückliegenden zehn Jahren war ihm das Laufen zur Lebensgewohnheit geworden. Er durchquerte alle Stadtteile. Überall hatte er schon gebettelt, überall schon geschlafen. Mit aller Zä-

higkeit klammerte er sich an die Freiheit, sich selbstbestimmt zu bewegen.

Und genau so, wie er ohne Freiheit nicht leben konnte, verstand er, dass Tönnchen um nichts in der Welt nach Herzberge zurückgehen wollte. Obwohl er seinerseits keinen Wert auf die Gesellschaft des Dicken legte, wusste er gleichzeitig, dass er sich nicht von ihm loslösen durfte, auch wenn Tönnchen ein Schmarotzer, und zwar ein Schmarotzer mit einem gewaltigen Appetit war. Selbst wenn Fundholz ihm den Löwenanteil dessen gab, was er bekam, erwischte er den Dicken immer wieder dabei, wie er die Müllkästen durchwühlte. Fundholz tat das nie. Er hatte von seinen besseren Zeiten gewisse Hemmungsreste zurückbehalten. Er stahl nicht, und er aß keine Abfälle. Das waren die letzten Überbleibsel seiner ehemaligen Weltanschauung. Und seit er Grissmann kennengelernt hatte, hatte sich seine Situation sogar wieder verbessert.

Erst vor Kurzem war der Mann an ihn herangetreten und hatte gefragt, ob er sich drei Mark verdienen wolle. Fundholz hatte ihn erstaunt angesehen, denn drei Mark waren ein Vermögen für ihn.

Auch Grissmann war schlecht gekleidet. Der etwa Dreißigjährige trug eine Schlägermütze und hatte ein eingefallenes graues Gesicht, doch im Vergleich zu Fundholz wirkte er geradezu prunkhaft. Fundholz hatte den Eindruck gehabt, es bei Grissmann mit einem sehr fahrigem und furchtsamen Menschen zu tun zu haben. Seine Augen waren bei ihrer ersten Begegnung unruhig hin und her gewandert, dann hatte er ihn kurz angestarrt, um gleich danach wieder die Straße ängstlich mit Blicken abzutasten. Dennoch hatte sich Fundholz sofort be-

reit erklärt, die drei Mark zu verdienen, woraufhin ihm Grissmann ein Paket übergeben hatte.

»Da ist ein Anzug drin. Gehen Sie damit zu dem Altkleiderhändler da drüben und verkaufen Sie ihn. Ich warte hier. Bringen Sie das Geld danach zu mir, dann geb' ich Ihnen den versprochenen Taler ab.«

Ohne weitere Rückfragen hatte Fundholz den Anzug in das Geschäft getragen.

Nachdem der Inhaber des Unternehmens das Kleidungsstück, begleitet von vielen Kommentaren über die Wertlosigkeit alter Kleider im Allgemeinen und dieses Anzugs im Speziellen, begutachtet und Fundholz milde gefragt hatte: »Was soll man dafür noch geben?«, hatte Fundholz, der noch nie mit alten Kleidern gehandelt hatte und auch keine Wertmaßstäbe dafür besaß, verlegen mit den Achseln gezuckt, worauf ihm der Händler gönnerhaft fünf Mark in die Hand gedrückt hatte.

Fundholz war das viel vorgekommen. Fünf Mark waren immerhin fünf Mark. Grissmann hatte diese Ansicht allerdings nicht geteilt und ihm statt drei Mark, was ja auch, wie Fundholz eingesehen hatte, zu viel gewesen wäre, nur zwei Mark gegeben.

Nach Abschluss des Geschäftes hatten sie schließlich noch ein Glas Bier zusammen getrunken. Bei Tönnchen waren es natürlich zwei gewesen, aber da Grissmann sie bezahlt hatte, war es Fundholz gleich gewesen. Als sie sich gegenseitig vorgestellt und miteinander etwas wärmer geworden waren, hatte Fundholz noch erfahren, dass Grissmann arbeitslos war, irgendwo eine Schlafstelle hatte und sich darüber hinaus, so wie Tönnchen und er auch, den ganzen Tag in der Stadt herumtrieb.

Obwohl Grissmann ein junger Mensch war, schien er

keine Bekannten zu haben. Fundholz spürte, dass sich Grissmann ihm anschließen wollte. Der Alte war davon wenig erbaut. Es störte ihn, sprechen zu müssen. Sprechen hing mit Denken zusammen, und er wollte nicht denken. Er hatte sich abgewöhnt, Gedanken zu haben oder Probleme auszuspinnen. Er lebte sehr primitiv. Essen, Geld für Schnaps, ein Platz zum Schlafen. Mehr kümmerte ihn nicht.

Er sprach nur bei seinen Bittgängen, und auch dann nur wenig. Seine Kleidung war beredt genug.

Zwar gab es Leute, die von vorneherein in jedem Bettler einen verkappten reichen Mann sahen und deshalb grundsätzlich nichts gaben, oder aber um nichts geben zu brauchen, diesen Grundsatz hatten, aber im Allgemeinen waren vor allem die ärmeren Leute verständnisvoll, und hungern hatte der Alte noch nie gemusst.

Glücklicherweise hatte sich herausgestellt, dass Grissmann auch nicht viel redete. In gewisser Beziehung ähnelte er sogar Tönnchen, auch wenn er nicht so kindisch war. Stattdessen war er furchtsam.

Fundholz wälzte sich unruhig auf seinem Lager hin und her. Er konnte nicht wieder einschlafen. Die Luft war verbraucht und stickig, und der Dicke wimmerte im Schlaf, als wollte ihn jemand umbringen.

Der Alte suchte in seiner Tasche nach etwas Rauchbarem. Er fand einen Zigarrenstummel, einen schönen, fast fingerlangen Zigarrenstummel, und begann zu rauchen. Nach einigen Minuten fühlte er die Müdigkeit zurückkommen. Er drückte den Stummel aus und steckte ihn in die Tasche. Bald darauf schlief er wieder ein.

### 3. Kapitel

Grissmann hätte sich den Keller ganz gerne angesehen. Aber zuletzt hatte er es sich dann doch anders überlegt. An so einem Keller war schließlich nichts zu sehen, und man konnte das gelegentlich immer noch tun. Außerdem war das jetzt nicht wichtig.

Stattdessen irrte Grissmann ruhelos durch die Stadt.

Schon seit langer Zeit war er arbeitslos. Früher war er Straßenbahnschaffner gewesen. Doch dann hatte man ihn entlassen, weil bei einer Kontrolle Geld gefehlt hatte. Zwanzig Mark, und er hatte keine befriedigende Auskunft über den Verbleib des Geldes geben können und sich so verlegen und kläglich verteidigt, dass niemand bezweifelte, dass er es unterschlagen hatte.

Wegen zwanzig Mark machte man keinen Menschen fürs Leben unglücklich, deshalb hatte die Gesellschaft auf eine Anzeige verzichtet. Doch man entließ ihn, und zwar fristlos, nachdem man ihm großzügigerweise, ohne dass eine Verpflichtung hierzu bestanden hätte, noch das Geld ausgehändigt hatte, das er bei einer regulären Kündigung bis zur Entlassung verdient hätte.

Tatsächlich hatte Grissmann die zwanzig Mark verloren. Er war kein sehr aufmerksamer Mensch. Vielleicht hatte er jemandem zu viel Geld herausgegeben, vielleicht hatte man ihn bestohlen. Er wusste es selbst nicht.

Er wurde arbeitslos im ungünstigsten Moment.

Von Amerika waren neue Ideen nach Europa gelangt. Sie bestanden im Wesentlichen darin, dass man die

menschliche Arbeitskraft durch sinnreiche Systeme auf ein Mindestmaß beschränkte und an ihrer statt Maschinen überall dort einsetzte, wo sich Verwendungsmöglichkeiten boten. Man nannte das Rationalisierung.

Maschinen besitzen entschieden gewisse Vorteile. So haben sie, anders als der Mensch, keinen Eigenwillen, keinen Funken Individualität. Sie streiken nicht, und wenn doch, so nur einzeln, aber nie kollektiv, wie es die Arbeiter tun, wenn sie Druck auf den Fabrikbesitzer ausüben wollen, um die Löhne zu halten oder zu erhöhen. Wenn Maschinen streiken, so liegt das an Defekten, die beseitigt werden können.

Menschen hingegen stellen Ansprüche an das Leben, und sie wollen mitverdienen, wenn der Fabrikant verdient. Sie haben politische Ansichten und verfechten sie auch. Und diese Ansichten stimmen sehr häufig nicht mit denen ihrer Arbeitgeber überein.

Also kaufte man Maschinen. Wo früher zehn Buchhalter gearbeitet hatten, standen nun zwei Buchungsmaschinen, die von zwei oder drei Leuten bedient werden konnten. Wo ehemals Hunderte von Arbeitern tätig gewesen waren, genügten nun einige vierzig. Man hatte ja Maschinen. Alle Probleme schienen sich herrlich lösen zu lassen. Man musste nur noch den maschinellen Menschen erschaffen, um zukünftig ganz ohne Arbeiter fabrizieren zu können.

Die Schnelligkeit der Arbeit wurde in den großen Werken von Fließbändern bestimmt. Das hässliche System der Antreiberei durch die Meister konnte damit fallen gelassen werden. Es genügte, das Fließband etwas schneller einzustellen, damit jeder entsprechend arbeitete. Wer nicht mitkam, wurde entlassen.



Und die Arbeitslosen übten durch ihre bloße Existenz einen starken Druck aus auf ihre Kollegen, die in den Stellungen verblieben waren. Wer mochte da noch streiken? Wer mochte noch Ansprüche stellen?

Jeder wusste: Will ich nicht, dann wollen andere, und jeder wollte schließlich.

Der günstige Moment war endlich gekommen. Nach den Gesetzen des freien Wettbewerbs regelte die Nachfrage das Angebot. Die Nachfrage nach Arbeitskräften war gering, aber das Angebot sehr groß, also konnte man die Löhne senken.

Und die, die noch Arbeit hatten, mussten für ihre erwerbslosen Kollegen mitbezahlen. Die Abzüge stiegen, und der Lohn wurde nochmal kleiner. Auch die Streikfähigkeit der Arbeiter war vernichtet, der Streikwille ebenso. Soweit stimmte die Rechnung.

Aber nun stellte sich heraus, dass man sich trotz allem verrechnet hatte. Man hatte zwar den arbeitnehmenden Menschen durch die Maschine an die Wand gedrückt, aber jetzt konnte der Mensch nichts mehr kaufen. Weder Anzüge noch Kleider. Es war ihm gänzlich unmöglich gemacht worden, sich irgendeinen Luxus zu leisten. Er schrumpfte ein. Und obwohl seine Bedürfnisse die gleichen geblieben waren, fehlte es an Mitteln, sie zu befriedigen.

Maschinen hatten nicht genügend Bedürfnisse, um den menschlichen Käufer zu ersetzen. Gewiss, sie gingen entzwei. Neue Industrien zur Herstellung von Maschinen und zur Herstellung der Maschinen für die Herstellung von Maschinen waren entstanden. Aber auch diese Fabriken waren nach den modernsten Gesichtspunkten der Rationalisierung aufgebaut worden.

Der Kleiderstofffabrikant, der schmunzelnd ein Drittel seiner Belegschaft entlassen hatte und dank der neuen Maschinen mit dem verbleibenden Rest das Doppelte an Ware hatte produzieren können, merkte mit einem Mal bestürzt, dass der Bedarf geringer geworden war. Das hieß, der Bedarf war schon da, aber es fehlte an Geld. Es waren ja alle arbeitslos.

Von diesen Zusammenhängen hatte Grissmann keine Ahnung. Er schob sein Unglück auf die Sache mit den zwanzig Mark, und dass er keine Arbeit fand, lag wohl an seiner Unzulänglichkeit, denn Grissmann war seit jeher von der eigenen Zweitklassigkeit überzeugt.

Sein Vater hatte ihm das beigebracht. Der große stämmige Mann mit dem aufgedunsenen Gesicht hatte schon in früher Jugend mit dem Trinken angefangen. Er war erst Ziehmann, später Droschkenkutscher gewesen und hatte aus Neigung Bier und alle anderen harmloseren Getränke abgelehnt und nur noch Schnaps getrunken, und zwar mehr, als für ihn gut gewesen war.

Als Ziehmann bezeichnete man in früherer Zeit die Leute, deren Beruf es war, Umzüge durchzuführen. Heute wie damals verfügen diese Menschen über außergewöhnliche Körperkräfte und eine große Verbundenheit zu Flaschenbier. Wenn die schwere Arbeit getan ist, brennt den Leuten die Kehle. Für gewöhnlich bekommen sie ein Trinkgeld und vertrinken es anschließend und häufig noch mehr.

Der alte Grissmann aber hatte nicht nur getrunken, wenn er durstig gewesen war, sondern er hatte getrunken, um sich Durst zu machen. Und weil Bier ihn nicht mehr in Rauschzustände zu versetzen vermocht hatte, hatte er Schnaps gesoffen. Und nachdem der Schnaps

seine Gesundheit und Kraft unterhöhlt hatte, hatte er den Beruf wechseln müssen und war zur Droschke gegangen.

Immerhin hatte seine Kraft noch ausgereicht, um jedes Mal, wenn er guter Stimmung gewesen war, seine Frau und seinen Sohn Fritz zu verprügeln.

Fritz war klein, und der alte Grissmann hatte seinen zwergenhaften und schwächlichen Sohn deshalb stark zu prügeln versucht, aber es war ihm nicht gelungen. Dann war seine Frau gestorben und Grissmann senior kurze Zeit später wegen einer Rauferei im Gefängnis gelandet.

Fritz war in ein Waisenhaus gekommen. Er blieb ein schwächlicher, ängstlicher Mensch. Er hatte keinen Mut und empfand diesen Mangel als quälend. Im Heim hatte er zunächst versucht, ihn sich durch Grausamkeiten zu beweisen. Er hatte Fliegen die Beine einzeln ausgerissen und kleinere Jungs verdroschen, aber das hatte ihn nicht mutiger werden lassen. Und weil im Heim alle gegen ihn Stellung bezogen hatten und seine Grausamkeiten gewöhnlich mit Prügel geendet hatten, die er einstecken musste, war er nur noch furchtsamer geworden.

Grissmann litt an Schlaflosigkeit. Tagsüber hatte er keine Beschäftigung, und nachts war er nicht müde und konnte nicht schlafen. Er hatte zwar eine Schlafstelle, aber im selben Zimmer schliefen auch zwei andere junge Männer. Sie schnarchten, wenn sie schliefen, und sie verspotteten ihn, wenn sie wach waren.

Auch sie waren arbeitslos. Aber instinktiv hatten sie in ihm ein Wesen entdeckt, das noch schlechter dran war als sie selbst. Einen Menschen mit inneren Defekten. Grissmann fürchtete sich vor ihnen, und sie hatten seine Furcht freudig registriert.

Beide waren jünger als er, fühlten sich ihm aber weit überlegen. Sie waren vom Leben hart angefasst worden und fassten nun ihrerseits hart an; ihre Späße waren brutal und selten lustig.

Er war unschlüssig, was er anfangen sollte. Nach Hause gehen wollte er noch nicht. In eine Kneipe zu gehen, hatte er aber auch keine große Lust. Er war nicht gerne unter Menschen. Vor allem wenn es viele waren, beunruhigten ihn Menschen stets etwas.

Als er auf der Friedrichstraße anlangte, ging er, langsamer werdend und sich dicht an den Häusern haltend, die belebte Straße hinunter. Er passierte den Stadtbahnbogen. Hier war weniger Betrieb, nur aus einem Kino strömten Menschen. Er ging wieder schneller. Hinter dem Kino lagen ausschließlich Lokale und kleinere Vergnügungstätten, Musik drang durch die offenstehenden Türen auf die Straße. Grissmann ging immer weiter. Der Untergrundbahnhof mit dem leuchtenden U lag bereits hinter ihm.

Er verlangsamte sein Tempo. Was wollte er eigentlich hier draußen? Er wusste es selber nicht.

Zwei Straßenmädchen gingen mit wiegenden Schritten an ihm vorbei. Sie waren beide nicht mehr jung. Dick lag die Schminke auf ihren Gesichtern, ihre Röcke waren kurz und ließen die Waden sehen. Sie trugen Schuhe mit sehr hohen Absätzen und helle fleischfarbene Strümpfe. Ihre Stimmen klangen zu ihm zurück. Sie sprachen über Wohnungseinrichtungen. »Ich habe ein billigeres Schlafzimmer bei Wertheim geseh'n«, hörte er die eine sagen.

Beide schwenkten ihre Handtaschen und sahen sich auf der Suche nach Kundschaft interessiert nach allen Seiten um.

Grissmann ging ihnen nach.

Sie hörten seine Schritte hinter sich und wandten gleichzeitig die Köpfe. Aber der Anblick eines mit einem alten Anzug bekleideten Arbeitslosen schien ihnen keine Geschäftsmöglichkeit zu verheißen.

Gewohnheitsmäßig hatten beide beim Umdrehen entgegenkommend gelächelt; in dem Moment aber, als sie Grissmann entdeckten, strichen sie dieses Lächeln wieder aus ihren Gesichtern.

Er bekam einen roten Kopf. Sogar die, dachte er, halten sich für was Besseres.

Schneller gehend überholte er die beiden. Als er an ihnen vorbeikam, erfasste ihn plötzlich ein ganz sinnloser Hass. Man müsste ihnen ein Messer in den Rücken jagen, dachte er. Zwei-, dreimal wiederholte er mit einer gewissen Freude diesen Gedanken. Dann dachte er an etwas anderes und lief weiter planlos durch die Stadt.

Erst gegen ein Uhr nachts kam er an seiner Schlafstelle an. Er schlich leise in sein Zimmer, zog sich fast geräuschlos aus und stieg ins Bett.

Erschrocken fuhr er wieder hoch. Er lag auf etwas Weichem. Er fasste mit der Hand hin und hob ein graues, totes Tier hoch. Es war eine Ratte.

Mit einem unartikulierten Wutschrei stürzte er sich auf den ihm Zunächstliegenden. Immer noch schreiend, schlug er ihm die Ratte um die Ohren.

Der wachte auf und setzte sich zur Wehr. Aber er kam gegen Grissmann nicht an. Selten hatte Grissmann über derartige Kräfte verfügt. Wie ein Tobsüchtiger schlug er den anderen immer wieder mit der geballten Faust ins Gesicht. Dann griff er die Ratte erneut und versuchte,

dem anderen den Kopf des Tieres in den Mund zu pressen.

Da sprang der Dritte seinem Freund zu Hilfe, und zusammen überwältigten sie Grissmann. Sie schlugen noch auf ihn ein, als er schon besinnungslos war. Dann warfen sie ihn auf sein Bett.

»Das war doch nur ein Scherz!«, sagte einer von ihnen grollend.

Sie legten sich wieder hin. Aber beide wussten, dass sie Grissmann kein weiteres Mal reizen würden.

»Der ist im Stande und schneidet einem noch die Gurgel ab«, sagte der Jüngere vor dem Einschlafen, nicht ohne gewisse Anerkennung.

#### 4. Kapitel

Walter Schreiber schloss seinen Keller auf.

Bin doch neugierig, wie die zwei Strolche die Nacht verbracht haben, dachte er. Puh, nicht für die Welt möchte ich in dem Loch schlafen.

Er machte die Tür weit auf, um frische Luft hereinzulassen. Schreiber schnüffelte. Hatten die etwa geraucht? Anschließend schloss er den kleinen Keller auf. Beide schliefen noch, und sie waren so dreist gewesen, seine Kiepen als Unterlage zu benutzen.

Fundholz erwachte zuerst. Er machte ein mürrisches Gesicht, stieg von seinem Lager herunter und reckte sich verschlafen; dann stieß er Tönnchen an.

Der blinzelte und sagte: »Ich esse keine Kohlrüben! Nein, ich esse sie nicht!«

Tönnchen hatte von Herzberge geträumt. Wieder hatte man ihn in der Irrenanstalt zwingen wollen, Kohlrüben zu essen. Kohlrüben war das einzige Gericht, das er verabscheute und von Herzen hasste. Er hatte oft solche Träume. Immer wollte man ihn veranlassen, Kohlrüben zu essen. Man stopfte sie ihm förmlich in den Mund. Berge von Kohlrüben!

Verstört sah er sich um. Aber da war nur Fundholz, der zu ihm sagte: »Los mach zu! Wir müssen gehen.«

Tönnchen stand auf.

Fundholz wandte sich an Walter Schreiber. »Können wir die Kiepen so stehen lassen? Auf dem Fußboden kann man nicht schlafen. Es ist viel zu nass!«

Schreiber lehnte ab. »Nein, das geht nicht! Die Körbe brechen davon. Außerdem ist das hier kein möbliertes Zimmer. Das ist ein Keller! Die Kiepen habe ich nicht mit vermietet. Sie müssen sich Stroh besorgen!«

Walter Schreiber war heute sehr schlechter Laune. Er hatte in der Großmarkthalle feststellen müssen, dass Äpfel sehr viel billiger geworden waren. Gerade an Äpfeln aber hatte er ein großes Lager.

Die beiden gingen grußlos an ihm vorbei. Wo sie sich wohl waschen?, fragte er sich. Wahrscheinlich gar nicht.

Er hatte mit dieser Auffassung nicht unrecht. Fundholz wusch sich sehr selten. Einerseits gehörte die Frage des sich Waschens nicht zu den von Fundholz ernst genommenen Problemen, andererseits hatte er selten Gelegenheit dazu. Im Asyl konnte er sich zwar waschen, aber er wollte separiert schlafen, nicht mit so vielen anderen zusammen. Außerdem gab es erstaunlicherweise im Asyl immer noch Leute, denen es schlechter ging als ihm und die diesen Unterschied durch Diebstähle auszugleichen strebten.

Kopfschüttelnd und missbilligend sah ihnen Walter Schreiber nach. Richtige Strolche, fand er. Keine Gelegenheitsstrolche, sondern richtige eingefleischte Strolche.

Die beiden gingen müde und mit steifen Beinen nebeneinander her. Sie strebten den Anlagen zu, wo sie sich auf eine Bank setzten und weiterschließen. Tönnchen begann sofort zu schnarchen. Fundholz stand auf und setzte sich einige Bänke weiter entfernt wieder hin. Hier hörte er das Schnarchen kaum noch und nickte bald wieder ein, doch die Sonne störte ihn. Und so wachte er von Zeit zu Zeit unwillig auf, um dann erneut einzuschlafen.



## 5. Kapitel

Grissmann stand gegen zehn Uhr morgens auf und spürte überall Schmerzen. Verwundert sah er in den Spiegel, dann erinnerte er sich.

Nachdem er sich gewaschen hatte, betrachtete er sein Gesicht abermals. Es war an verschiedenen Stellen blutig geschlagen und von braunen und blauen Flecken überzogen.

Eigentlich eigenartig, dass ich gestern wieder ohnmächtig geworden bin, dachte er. Immer wenn er richtig in Wut kam, wurde er hinterher ohnmächtig, und er fragte sich, woran das liegen mochte. Im Waisenhaus war er mal mit einem Spaten auf einen Aufseher losgegangen, nachdem die anderen Kinder ihn bereits den ganzen Tag gereizt hatten und dieser ihn wegen einer Kleinigkeit angeschnauzt hatte. Aber dann, mitten im Laufen, war er plötzlich umgefallen. Geschrien habe er auch, hatte man ihm hinterher erzählt. Ob er gestern auch geschrien hatte?

Die Wirtin kam, ohne zu klopfen, herein. Er stand noch halbnackt da, aber weder sie noch er nahmen daran Anstoß.

»Heute in acht Tagen müssen Sie das Zimmer verlassen. Ich hab' hier keine Nervenheilanstalt. Die beiden anderen fliegen auch raus!«

Dann schlug sie die Tür wieder zu.

Grissmann blieb einen Moment verdutzt stehen, dann dachte er: Ist mir auch egal.

Er zog sich fertig an und ging in die Anlagen, um mit Fundholz zu sprechen. Er fühlte sich zu dem Alten sonderbar hingezogen. Fundholz und Tönnchen, die hatten die unterste Stufe erreicht. Die krochen buchstäblich schon im Schmutz. Dagegen war er immer noch etwas Besseres. Und der alte Fundholz hatte sich noch nie lustig über ihn gemacht. Der machte sich über gar nichts mehr lustig.

Grissmann hatte einen Plan. Seit langer Zeit schon wollte er etwas unternehmen, um den Druck, der auf ihm lastete, abzuschütteln. Was ihn bisher daran gehindert hatte, waren keine moralischen Hemmungen. Nur eins hemmte ihn: seine Angst. Ohne sie wäre er längst Einbrecher geworden. Hundertmal hatte er schon davon geträumt, sich durch einen kühnen, wenn auch ungesetzlichen Handstreich Geld zu verschaffen.

Zweierlei hoffte er damit zu erreichen. Erstens wollte er seine Lage verbessern, also zu Geld kommen, und zweitens wollte er sich selbst beweisen, dass er durchaus kein Feigling war.

Gestohlen hatte er erst einmal. An dem Tag nämlich, es war noch nicht lange her, an dem er seine Unterstützung vorzeitig ausgegeben und anschließend nicht gewusst hatte, wovon er die nächsten Tage leben sollte. Die Gelegenheit hatte sich in Gestalt eines Handwagens einer Reinigungsfirma ergeben. Den hatte er an sich genommen, als der vierzehn- oder fünfzehnjährige Junge, der für die Firma zu liefern hatte, in ein Haus gegangen war und den Wagen für einen Augenblick unbeaufsichtigt gelassen hatte. Grissmann hatte sich erst ängstlich umgesehen, und als er gewahr geworden war, dass niemand auf den Wagen achtete, hatte er, gleichsam spie-

lerisch, die Deichsel angefasst und sich dann plötzlich, mit vor Furcht bebenden Kniekehlen, in Bewegung gesetzt. Zuerst war er schnell gegangen, dann hatte er zu laufen begonnen. Er war durch Dutzende von Straßen gerast, ehe er sich gegönnt hatte, wieder Luft zu schöpfen.

Die Sache war gut gegangen. Grissmann hatte unbelästigt den Wagen leerräumen und seine Beute in Sicherheit bringen können. Die Anzüge und Kleider hatte er anschließend zum Teil durch Fundholz verkauft.

Fundholz hatte nicht nachgefragt, woher die Sachen kamen, und mit ihm wollte er auch seinen neuen Plan besprechen.

Zuerst entdeckte er Tönnchen. Er weckte ihn nicht, sondern ging an ihm vorbei. Dann sah er Fundholz ein paar Bänke weiter sitzen, unbestimmt vor sich hin blickend. Grissmann setzte sich neben ihn. »Guten Morgen«, grüßte er.

Fundholz erwiderte den Gruß und sah Grissmann erstaunt an. Er wunderte sich über die Flecke, die dieser im Gesicht hatte. Aber er sagte nichts, sondern fing wieder an, vor sich hinzustarren.

Grissmann begann stotternd. »Fundholz, möchtest du mal hundert Mark auf einen Ruck verdienen?«

Fundholz grinste. Er glaubte nicht an Wunder. Außerdem war bald Zeit zu gehen. Immer gegen elf Uhr ging Fundholz auf Tour. Davor hatte es keinen Sinn. Früh morgens waren sehr viele Menschen sehr schlechter Laune. Die einen, weil sie wieder an die Arbeit, die anderen, weil sie, ohne arbeiten zu dürfen, aus dem Bett mussten.

Vor elf Uhr aufzubrechen, war vollkommen sinnlos.

Die Türen wurden ihm reihenweise vor der Nase zugeschlagen. Er kannte das, denn in den zurückliegenden zehn Jahren hatte er das Gewerbe von Grund auf kennengelernt. Es war nicht einfach zu betteln. Man musste dafür beinahe Psychologe sein. Fundholz wusste nicht, was Psychologie war, dennoch verstand er unbewusst recht viel davon.

An den Gesichtern der Leute erkannte er, was er zu sagen und was er zu erwarten hatte. Manche Leute waren Optimisten. Sie rissen die Tür auf und lächelten. Über alles, was kam, schienen sie sich zu freuen – auch über den Bettler Fundholz. Diese Leute waren leider in der Minderheit, doch begegnete man ihnen, gaben sie meistens, und sie gaben gut. Nur lächeln musste man, sie bescheiden anlächeln, sonst fühlten sie sich gekränkt.

Andere Leute wieder öffneten die Tür nur mit gewisser Vorsicht. Sie erwarteten unbezahlte Rechnungen oder Gerichtsbeamte. Diese Spezies traf Fundholz schon häufiger an. Sie waren meistens angenehm überrascht, statt der gefürchteten Rechnung einen Bettler vor sich zu haben, und gaben auch oft. Bei diesen Leuten machte Fundholz sein Alltagsgesicht. Statt zu lächeln, lag dann eine gewisse Trauer auf ihm.

Dann gab es Menschen, die sofort die Tür zuknallten, wenn sie ihn sahen. Hier hieß es nun zu unterscheiden zwischen Ablehnung und Gewährung. In dem kurzen Augenblick, in dem Fundholz das Gesicht des Wohnungsinhabers zu sehen bekam, musste er erkennen, ob man geben wollte oder nicht.

Es konnte sein, einige Minuten später wurde die Tür wieder geöffnet, und man reichte ihm eine Münze heraus. Genauso konnte es aber auch geschehen, dass

man die Tür nur wieder aufriss, um: »Sind Sie immer noch da?«, zu brüllen.

Er musste in den Gesichtern die ganze Gesinnung der Menschen lesen. Es gab Choleriker, die sich über irgend etwas geärgert hatten und ihre Wut am Erstbesten ausließen. Diesen Leuten kam der Alte wie gerufen. Sie stießen wilde Drohungen aus oder verständigten sogar die Polizei. Die Drohenden waren in diesem Fall angenehmer als die tatsächlich Handelnden.

Gewöhnlich erkannte Fundholz am jeweiligen Gesichtsausdruck rechtzeitig die Gefahr. Im Allgemeinen verriet ein zusammengekniffener Mund oder sonst ein unliebenswürdiger oder gefährlicher Zug im Gesicht des Betreffenden sein unfreundliches Vorhaben.

Zu Beginn war Fundholz mehrere Male auf eine scheinbare Freundlichkeit hereingefallen. Mittlerweile wechselte er gleich das Revier, wenn er auf diese gewissermaßen saure, verkniffene Freundlichkeit stieß. Denn die war äußerst verdächtig, und die Polizei interessierte sich immer für Bettler wie ihn.

Andererseits gab es Fälle – sie waren sehr selten, und Fundholz erinnerte sich immer gerne an sie –, in denen er zufällig an Leute geriet, denen gerade ein Glück oder was sie dafür hielten, widerfahren war. Ganz junge Eheleute, erfolgreiche Geschäftsleute oder Frischverliebte gaben oft im Überschwang der Freude und aus dem unkontrollierten Bedürfnis heraus, auch den Strolch da draußen teilhaben zu lassen an der Befriedigung, die man eben erfahren hatte. Solche Begegnungen beschernten Fundholz hohe Beträge und einen freien Tag.

Grissmann sprach weiter, aber Fundholz hörte nicht zu. Er musste bald los, es war sicher schon elf.

Hundert Mark. Solche Beträge verdiente man nicht. Hundert Mark waren mehr als jeder Wunschtraum. Das war etwas so Unreales wie sich ein Auto zu wünschen. Es hatte gar keinen Zweck, darauf einzugehen.

Grissmann zählte laut auf, was man sich für hundert Mark alles kaufen konnte. Fundholz hätte am liebsten laut aufgelacht. Für hundert Mark! Ja, das wusste er auch! Mein Gott, der Grissmann nahm wohl an, er sei so dumm wie Tönnchen.

An ihrer Bank kam gebückt ein Mann vorbei. Um seinen Arm trug er die gepunktete Binde der Blinden. Die Augen waren von einer blauen Brille verdeckt, das unrasierte Gesicht voller Bartstoppeln. Neben ihm ging eine Frau.

Fundholz sah dem Mann nach. Den kannte er doch. Das war doch Sonnenberg! Er machte eine unwillige Bewegung in Richtung Grissmann.

Dieser schwieg inzwischen. Er hatte eingesehen, dass es hoffnungslos war, den Alten noch in irgendein Unternehmen verwickeln zu wollen. Der hatte schon viel zu sehr mit allem abgeschlossen, als dass er sich noch auf Risiken eingelassen hätte.

Fundholz stand auf. Langsam ging er dem Blinden nach, den er am Gang erkannt hatte. »Sonnenberg!«, rief er.

Der Mann drehte sich um. Sein linker Arm hing lose in dem der Frau. Sein Gesicht war Fundholz voll zugewandt, der Mund leicht geöffnet.

Na, sehen kann er mich doch nicht, überlegte Fundholz. »Sonnenberg!«, rief er wieder.

»Ja«, antwortete der Blinde. Seine Stimme klang tief und fest.

Fundholz ging auf ihn zu. »Mensch, Sonnenberg, kennst du Fundholz nicht an der Stimme?«

»Ach, Fundholz«, erwiderte der andere. Es klang fast ein wenig verächtlich.

Der Alte trat an ihn heran und reichte ihm die Hand.

Der Blinde drückte sie sehr kräftig. »Meine Frau«, sagte er vorstellend.

Fundholz gab auch der Frau die Hand, die etwa dreißig Jahre alt sein mochte. Sie hatte weißblondes Haar und ein volles Gesicht, aber fast kein Kinn und einen hässlich herunterhängenden Mund. Am Körper trug sie ein dunkles Wollkleid, das ihr viel zu weit war. Sie sah Fundholz mit weit geöffneten, erstaunten Augen an, sagte aber nichts.

»Na?«, fragte Fundholz den Blinden.

Der lachte. »Du kriegst die Zähne immer noch nicht auseinander. Wie geht's? Schnorrste noch?«

Fundholz bestätigte nickend, und als ihm einfiel, dass der Blinde das ja nicht bemerken konnte, sagte er: »Ja.«

Sonnenberg stieß seine Frau an. »Ist hier keine Bank? Was stehen wir denn hier so? Ich muss genug stehen. Den ganzen Tag am Wittenbergplatz. – Ich handle dort nämlich mit Streichhölzern«, klärte er Fundholz auf.

Die Frau sah sich nach einer Bank um. Schließlich führten sie ihn zu jener, auf der Fundholz vorhin gesessen hatte und auf der Grissmann noch immer auf den Alten wartete.

Fundholz stellte vor. »Das ist mein Freund Sonnenberg, und das ist Grissmann.«

Sonnenberg nickte. »Schnorren Sie auch?«, fragte er. Grissmann verneinte.

»Wovon leben Sie dann?«, wollte Sonnenberg wissen.

»Ich bin arbeitslos und bekomme Unterstützung«, teilte Grissmann mit. Das Verhör langweilte ihn.

»So«, nahm Sonnenberg zur Kenntnis.

Sie saßen einige Minuten zusammen, ohne viel miteinander zu sprechen.

Endlich stand Fundholz auf. »Ich muss gehen. Mach's gut, Sonnenberg. Wo trifft man dich denn?«

Sonnenberg tastete nach seiner Hand. Endlich hatte er sie gefunden. »Gib mir mal ne Mark, Fundholz«, befahl er. »Du hast doch immer Geld.«

Fundholz versuchte, sich frei zu machen, aber der Blinde hielt seine Hand fest umklammert.

»Ich habe kein Geld. Aber hier!« Mit der linken Hand zog er den Zigarrenstummel vom Vortag aus der Tasche und reichte ihn Sonnenberg.

Der Blinde ließ seine Hand los, nahm den Stummel und steckte ihn in den Mund.

»Na dann, auf Wiedersehen. Vielleicht bald schon im Fröhlichen Waidmann? Da triffst du mich fast jeden Abend. Ich spiele da mit meiner Ziehharmonika.«

Die Frau holte Streichhölzer aus ihrer Jackentasche und gab ihm Feuer.

Wieder hielt Sonnenberg Fundholz die Hand hin.

Fundholz gab ihm seine Hand aber nicht, er fürchtete eine neue Erpressung. »Wiedersehen«, sagte er. Dann ging er zu der Bank, auf der Tönnchen immer noch schnarchte, und stieß ihn an.

Der Dicke sah lächelnd zu ihm hoch.

»Warte hier. Ich bin in zwei Stunden zurück.«

Tönnchen wollte aufstehen und sich anschließen.

»Bleib sitzen«, befahl Fundholz.

Tönnchen gehorchte. Sein Grinsen geriet ins Weiner-



liche, aber Fundholz achtete nicht darauf. Er ging, ohne sich umzuschauen, davon.

Sonnenberg hörte Fundholz reden. »Mit wem spricht er da?«, fragte er Grissmann.

»Mit Tönnchen. Das ist so ein Halbidiot. Den schleppt er mit sich herum.«

Sonnenberg überlegte. »Tönnchen, nein den kenne ich nicht. Schnorrt der auch?«

»Nein, der ist sogar dafür zu dämlich.«

Sonnenberg rauchte. Dann sagte er: »Fundholz ist auch dämlich.«

Seine Frau beugte sich derweil vor und lächelte Grissmann zu.

Der bekam einen roten Kopf. Er hatte nicht viel Erfahrung mit Frauen. Früher, als er noch Geld verdient hatte, da hatte er auch eine Freundin gehabt. Aber das war schon Jahre her. In den zurückliegenden Jahren war er höchstens mal bei einem Straßenmädchen gewesen. Aber in der letzten Zeit hatte sein Geld nicht einmal dafür gereicht. – Er wurde verlegen. Er sah weg, dann guckte er die Frau verstohlen an.

Sie war bestimmt nicht schön. Sie hatte eine plumpe Figur, und ihr Gesicht wirkte durch das fehlende Kinn geradezu vogelartig. Aber sie gefiel ihm, weil sie ihn anlächelte.

Der Blinde erzählte weiter, was Fundholz für ein dämlicher Hund sei. Er prahlte damit, dass er im Stande sei, Fundholz jederzeit alles abzunehmen, was der bei sich hatte, ohne dass der Alte sich ernsthaft dagegen sträuben konnte. »So dämlich ist der«, schloss er.

Grissmann lachte Beifall. Aber er lachte mehr der Frau zu als dem Blinden. Die Frau lachte auch.

Sonnenberg schien sich über den Beifall zu freuen. »Ja, ich war früher ein ganz anderer Kerl«, versicherte er. »Damals hättet ihr mich sehen sollen. Bevor sie mir die Augen weggeschossen haben. Das war neunzehnhundertfünfzehn. Wir lagen in einem kleinen Dorf in der Nähe von ...« Er fing an, seine Kriegsabenteuer zum Besten zu geben.

Die Frau lachte Grissmann an. Sie kannte die Kriegsabenteuer alle schon. Sie war des Blinden längst überdrüssig geworden. Er war brutal, und immer, wenn ihm sein Unglück, blind zu sein, zu Kopfe stieg, verprügelte er sie. Auch trank er viel und konnte es nicht vertragen.

Seine Frau hatte er nie gesehen. Eines Tages, da war er schon blind gewesen, hatte er sie irgendwo getroffen. Sein Hund war ihm kurz zuvor weggestorben, und den neuen, den er vom Blindenverein erhalten sollte, hatte man ihm noch nicht gegeben.

Ihr war es damals sehr schlecht gegangen. Nachdem sie als Dienstmädchen entlassen und arbeitslos geworden war, hatte sie auf der Straße anschaffen müssen. Aber sie hatte nicht viel dabei verdient. Sie gefiel nicht und war auch nicht aggressiv genug gewesen. »Wenn man so aussieht wie du«, hatte eine Kollegin einmal zu ihr gesagt, »dann muss man den Männern über die ganze Straße zubrüllen.« Sie hatte das nicht so recht gekonnt, und so war sie froh gewesen, als sie den Blinden kennengelernt hatte. Der hatte sie gleich geheiratet und bekam eine Unterstützung.

Aber sie war schwer enttäuscht worden. Die Unterstützung vertrank er alleine, und sie mussten von dem leben, was er durch den Handel mit Streichhölzern und mit seinem gelegentlichen Harmonikaspielen verdiente.

Sie wollte fort von ihm. Sie stellte keine sehr großen Ansprüche an das Leben, aber sich jeden zweiten Tag von dem rasenden Blinden durchs Zimmer jagen lassen, das wollte sie nicht mehr. Sie lächelte Grissmann zu.

»Ja«, sagte Sonnenberg. »Das ist so eine Sache. Morgens geht man weg als Mann mit zwei Augen, und abends schleppen sie einen als blindes Huhn zurück. – Ihr habt ja keine Ahnung! Keine Ahnung habt ihr!«, schloss er.

Sein graues Gesicht, verstopelt und schmutzig, drückte tiefe Wut aus. So war es immer. Erst begann er, ruhig zu erzählen, und dann übermannten ihn der Kummer und die Wut.

Brutal stieß er seine Frau an. »Los! Komm! Blöde Kuh, worauf wartest du noch?«

Sie stand auf und lächelte Grissmann beinahe flehentlich zu.

Der kratzte sich verlegen. Er wusste nicht, was er tun sollte. Unsicher stand er auf.

»Wo wollen Sie hin?«, fragte er.

»Ich bringe meinen Mann zum Wittenbergplatz«, antwortete die Frau nun wieder hoffnungsvoll.

»Ja«, stimmte Sonnenberg ein. »Und dann bleibst du bei mir! Hast du verstanden? Denkst du vielleicht, ich will wieder den ganzen Tag dastehen, ohne ein Wort sprechen zu können? Was denkst du überhaupt? Verdient nicht eine Mark, frisst mir meine letzten Groschen weg, und dann soll ich noch alleine bleiben! Los, komm! – Grüßen Sie den dusseligen Fundholz von mir«, wandte er sich verabschiedend an Grissmann, den der Auftritt noch verlegener gemacht hatte.

Der Blinde hatte wohl Misstrauen gefasst. Grissmann bekam Angst. »Ja, das will ich machen«, sagte er.

Die beiden gingen davon. Die Frau drehte sich noch mehrere Male um. »Fröhlicher Waidmann«, formten ihre Lippen, ohne einen Laut von sich zu geben.

Die ist auch verrückt, dachte Grissmann, der nicht verstand, was sie meinte. Er sah sie verständnislos an und nickte.

Da bemerkte er, wie der blinde Sonnenberg sie mit dem Ellbogen hart anstieß. Sie drehte ihren Kopf um und sprach mit dem Blinden. Plötzlich hörte er sie lachen. »Heute Abend gehen wir in den Fröhlichen Waidmann, Maxe. Da kannst du wieder Pfefferminzschnaps trinken, dann kommst du in bessere Stimmung.«

Grissmann hörte, wie der Blinde irgendetwas murmelte. Aha, dachte er, im Fröhlichen Waidmann ist sie heute Abend. Da werde ich auch hingehen. Wo mochte der sein, der Fröhliche Waidmann? Er wollte Tönnchen danach fragen.

Er ging auf die Bank zu, auf der Tönnchen immer noch schlief. Grissmann stieß ihn an und setzte sich neben ihn. »Wo ist der Fröhliche Waidmann?«, fragte er.

Tönnchen erwachte und spuckte aus. »Wo ist Fundholz?«, wollte er wissen.

Grissmann erklärte ihm, dass Fundholz bald wiederkäme und wiederholte seine Frage. Aber von dem Dicken war nichts zu erfahren. Ich werde mich bei Fundholz erkundigen, nahm sich Grissmann vor.

## 6. Kapitel

Fundholz stand zögernd vor einer Tür. »Amalie von Trasse«, las er. Es war ihm geglückt, in ein vornehmes Haus einzudringen. Der Portier hatte die Haustür offengelassen und saß wohl in irgendeiner Kneipe.

Fundholz hatte lange überlegt, ob er das feine Haus betreten sollte. Die großen, breiten Marmortreppen hatten ihn unwiderstehlich angezogen. Sie verliehen dem Haus zusammen mit dem Bronzegeländer und dem roten Plüschläufer aber auch etwas Einschüchterndes.

Endlich hatte er sich einen Ruck gegeben und war daraufhin gleich bis in die oberste Etage gelaufen. Hier wollte er anfangen und sich dann die Etagen herunterbetteln.

»Amalie von Trasse«, las er wieder. Zaghaft klingelte er, nicht ohne vorher nachzusehen, ob ein Vorgänger an der Wand ein Zeichen hinterlassen hatte, aus dem sich auf die Gebefreudigkeit dieser Dame schließen ließ.

Es war ein guter alter Brauch, wie er fand, nachkommende Bettler zu unterrichten. Man machte ein Paar Striche an die Wand oder schnitzte mit dem Taschenmesser eine Kerbe in die Tür, und Späterkommende waren unterrichtet. Leider wischten viele Leute die Zeichen wieder ab oder entfernten sie anderswie. Man musste stets erneuern.

Die Tür wurde geöffnet und eine ältere, wie Fundholz ehrfürchtig feststellte, ganz in Seide gekleidete Dame schaute heraus.

»Haben Sie nicht ein paar Brote übrig? Ich habe schon lange nichts mehr gegessen«, bat er mit undeutlicher, bescheidener Stimme. Er sah beim Sprechen ergehen auf den Boden. Erst als er seine Bitte vorgetragen hatte, hob er den Blick.

Die Dame musterte ihn erstaunt. Sie hatte ein schmales, blasses Gesicht, mit einer sehr spitzen Nase und einem schmalen Mund. »Warten Sie«, ordnete sie an. Sie schloss die Tür und ließ Fundholz in Zweifeln zurück.

Ihr Ton hatte vornehm und herablassend geklungen. Sie ist anscheinend guter Stimmung, dachte er hoffnungsvoll.

Heute hatte er noch nicht viel Glück gehabt. Überall war man schlechter Laune gewesen, oder zumindest in schlechter Gebelaune. Dreißig Pfennig waren das Ergebnis des bisherigen Vormittags. Nur deshalb hatte er sich überhaupt in die bessere Gegend getraut.

Die Tür wurde von einem Dienstmädchen wieder geöffnet. »Kommen Sie herein«, sagte sie, verächtlich die Lippen schürzend.

Fundholz gehorchte, aber er bekam Angst. Was würde das werden? Was konnte Gutes dabei herauskommen, wenn man den Bettler Fundholz in so eine Prachtwohnung bat. Ich sollte am besten gleich wieder auskneifen, überlegte er. Wer weiß, vielleicht holt die Spitznäsige die Polizei.

Sie waren in einem breiten Korridor angelangt, der mit schönen Teppichen ausgelegt war.

»So«, sagte das Mädchen und nahm einen zusammengerollten Teppich auf, der zu ihren Füßen lag. »Den klopfen Sie mal unten! Ich komme mit und passe auf.«

Fundholz nahm den Teppich in beide Arme. Er war

sehr schwer, aber der Alte freute sich. Bestimmt sprang Geld dabei heraus, wenn man ihn jetzt arbeiten ließ.

Sie gingen die Vordertreppe herunter. Das Mädchen folgte einige Schritte hinter ihm. Sie wollte nicht neben solchem Gesindel gehen.

Kaum waren sie unten, sagte das Mädchen: »Jetzt links.«

Er gehorchte, und sie kamen an den Hintereingang.

Das Mädchen ließ ihn wieder vorgehen. Sie hatte Angst vor dem zerlumpten, alten Mann. Man las so viel in der Zeitung. Diese Kerle waren darauf aus, über junge Mädchen herzufallen und sie zu vergewaltigen. Nicht dass das Mädchen sehr sittenstreng gewesen wäre, aber der alte Fundholz war auch nicht ihr Typ.

Schließlich langten sie im Hof an. »Hören Sie mal«, sagte das Mädchen bestimmt, »nächstens gehen Sie die Hintertreppe herauf!«

Fundholz nickte. Mit großer Mühe gelang es ihm, den Teppich über die Stange zu werfen. Das Mädchen gab ihm den Teppichklopfer in die Hand und sah ihn streng an. Fundholz begann, auf den Teppich einzuschlagen, aber das Mädchen war unzufrieden mit seiner Leistung. »Sie müssen fester schlagen«, sagte es fachmännisch.

Fundholz versuchte es. Aber er war nicht kräftig genug. Bereits nach wenigen festen Schlägen tat ihm der Arm weh. Er zog die Jacke aus und legte sie neben sich auf den Boden.

Das Mädchen begann zu lachen, als es ihn in den überdimensionalen Hosen und mit seinem schmutzigen, zerfetzten Flanellhemd vor ihm stehen sah. Doch Fundholz achtete nicht darauf. Er klopfte weiter. Das Blut stieg ihm vor Anstrengung in den Kopf. Er musste schon wieder pausieren.

»Na?«, fragte das Mädchen, »sind Sie etwa schon fertig?«

Bevor Fundholz antworten konnte, nahm sie ihm den Teppichklopfer aus der Hand und zeigte ihm nun, wie man Teppiche klopft. Mit wilder Begeisterung schlug sie auf den Teppich ein. Vielleicht stellte sie sich vor, es wäre Frau von Trasse oder ein untreuer Bräutigam. Jedenfalls flog der Staub in dicken Wolken hoch. Dann hörte sie plötzlich auf. »So macht man das!«, sagte sie und drückte ihm den Teppichklopfer wieder in die Hand.

Fundholz begann aufs Neue. Aber seine Versuche endeten ebenso kläglich wie zuvor. Er hatte keine Kraft und konnte folglich auch keine hineinlegen.

Das Mädchen lachte spöttisch. Vor so etwas hatte sie sich gefürchtet. Lächerlich. »Lassen Sie mal«, sagte es, »das hat doch keinen Zweck. Sie sind zu schlapp zum Teppichklopfen.«

Fundholz widersprach nicht. Ihm war es weniger um Kraftbeweise als vielmehr um eine Unterstützung zu tun. Aber vorläufig musste er warten, denn das Mädchen fing wieder an, den Teppich zu bearbeiten. Er sah ihr mit einer gewissen Andacht im Gesicht dabei zu.

Bald darauf war das Mädchen fertig. Es nahm den Teppich herunter, rollte ihn ein und ging auf die Hintertreppe zu. Fundholz folgte schüchtern.

Wieder ging es vier Etagen hinauf. Dann schloss das Mädchen auf, während Fundholz demütig draußen stehen blieb.

»Warten Sie«, ordnete das Mädchen an und schloss die Tür hinter sich.

Minuten vergingen. Dann reichte sie ihm ein Paket heraus. Fundholz dankte. Auf der Treppe machte er das



Paket auf. Drei Butterbrote lagen, säuberlich eingewickelt, neben einem Stück vertrockneten Käse. Fundholz wurde wütend. Erst ließ man ihn Teppiche klopfen und dann gab man ihm vertrockneten Harzer Käse und drei Butterbrote. Dabei waren das sicher Millionäre! Am liebsten hätte er die Butterbrote an die Wand geklebt, wie das Bettler manchmal machten, wenn die milde Gabe nicht mit ihren Erwartungen in Einklang zu bringen war. Aber er besann sich und steckte sie für Tönnchen ein.

Heute war entschieden ein Unglückstag, dachte Fundholz und schimpfte weiter vor sich hin. Auf der untersten Etage angelangt, klingelte er erneut. »Schnickard«, stand an der Tür.

Eine alte Frau machte auf. Als sie ihn sah, schlug sie entsetzt die Tür wieder zu. Sie las gerade einen Kriminalroman, und der Anblick Fundholzens wirkte auf ihre erregte Phantasie verheerend. Fundholz hörte, wie sie von innen sehr geräuschvoll und hastig den Riegel vorschob.

Er ging weiter. Er kannte das. Oft hatte er solche Unglückstage, an denen er außer Pfennigen nichts erhielt. Es hatte wohl keinen großen Sinn, sein Glück noch weiter zu versuchen. Heute war ganz offenbar nicht mehr viel zu holen.

Auf dem Rückweg rechnete er. Nur siebzig Pfennig besaß er noch, vierzig von gestern, dreißig von heute. Aber man würde schon auskommen. Ganz gut, dass er das Brot mitgenommen hatte.

Er sah sich auf der Straße nach Schutzleuten um, aber er konnte keine entdecken. An solchen Tagen wie heute konnte es ihm noch passieren, dass man ihn mit zur Wache nahm, und dann würde das ewige Gefrage wieder

losgehen. »Woher kommen Sie? Wovon leben Sie? Wo wohnen Sie? Sind Sie angemeldet? Wenn nein, warum nicht? Sind Sie verheiratet? Vorbestraft? Wie oft?« Endlos lange fragte man ihn in solchen Verhören aus. Häufig behielt man ihn dann da, wälzte Alben oder ging Steckbriefe durch. Und meistens verging sehr viel Zeit, bis er wieder freikam, denn man war nicht ungestraft ein wandelnder Lumpensack, und jedes Mal war es fraglich, ob er überhaupt wieder freikommen würde.

Heute hatte er eine Pechsträhne. Heute hieß es, besonders vorsichtig sein. Denn nie wusste man, wann eine Pechsträhne abbricht. Sie konnte plötzlich aufhören, sie konnte aber auch ausgesprochen lang sein. Und was würde aus Tönnchen werden, sollte man ihn festhalten?

Fundholz hatte einen weiten Weg zurückzulegen, und die Gegend wurde mit jedem Schritt einfacher. Die Häuser mit den breiten Eingängen wichen zunehmend alten, schmutzigen Arbeiterkasernen. Verschiedene Male sah der Alte einen Schutzmann die Straße entlangkommen, dann bog er immer vorsichtig in eine Seitenstraße ab.

Endlich, nach langer Wanderung, erreichte er die Anlagen. Er sah sich nach Tönnchen um, konnte ihn aber nirgends finden. Auch Grissmann war nicht zu sehen. Fundholz vermutete, dass die beiden zusammen weggegangen waren.

Müde setzte er sich auf eine Bank. Sie werden schon kommen, dachte er und schlief ein.